Nr. 144 • Sonntag — Tägliches — 22. Juni 1913

Unterhaltungs-Blatt

der Berliner Volks-Zeitung

lich mit etwa 50 größeren Beben, so daß durchschnittlich eins auf jede Woche fällt.

Wenn die Japaner trotzdem verhältnismäßig wenig unter den Erdbeben leiden, so liegt dies an der geschickten Art des Bauens, das schon ganz instinktiv vor Jahrhunderten in der praktischsten Weise ausgeführt wurde. Die Erdbebenforschung, die in Lande des Mikado besonders gepflegt wird, ist erst allmählich der verborgenen Weisheit auf die Spur gekommen, die in der Anlage der Architekturwerke sich offenbart und nutzt diese Kenntnisse bewußt aus.

Die Ansichten des größten japanischen Kenners auf diesem Gebiete, des Professors Omori vom seismologischen Institut an der Universität Tokio, gibt Miß Blackford Lawson in einem Aufsatz der Londoner Knowledge wieder. Der Gelehrte sprach sich in schärfster Verurteilung über den Unverstand der Abendländer, besonders der Engländer in Indien, bei dem Häuserbau in Erdbebengebieten aus. „Es ist geradezu verbrecherisch von der Regierung", sagte er, „schlechte Bauwerke zu öffentlichen Zwecken aufzuführen, wie Schulen, Gefängnisse und Baracken, und mein Rat an die indische Regierung würde der sein, solider zu bauen, besonders auf einem sicheren Grunde und gutes standhaftes Material zu verwenden."

Professor Omori hat bei einem Besuch in Indien beobachtet, daß die britischen Ingenieure ganz falsche Vorstellungen über die Wirkung von Erdbeben haben. So sind sie der Ansicht, daß der weiche Boden von Kalkutta wie ein elastisches Kissen wirke, die Stöße auffange und so ein Schutz für die Gebäude sei. „Nichts kann irriger sein, als diese Ansicht. Erdbeben werden auf weichem Boden viel stärker verspürt als auf hartem; sogar innerhalb der Grenzen der Stadt Tokio sind die Wirkungen eines Erdstoßes beträchtlich verschieden; sie treten in dem oberen Teil der Stadt kaum halb so stark auf wie in dem unteren, wo der Boden weicher ist. Dieselbe Beobachtung wurde bei dem großen Erdbeben in San Francisco gemacht. Im allgemeinen ist das wichtigste Prinzip beim Bauen von Häusern in Erdbebengebieten, das Gebäude in einem einzigen, einfachen und kompakten Körper aufzuführen und zu vermeiden, daß die verschiedenen Teile verschiedene Bewegungen und Schwingungen hervorrufen. So sind z. B. Schornsteine immer gefährlich, weil ein Schornstein Schwingungen hervorbringt, die von denen des Hauptgebäudes verschieden sind, und so wird man bei Erdbeben immer finden, daß ein Schornstein da abbricht, wo er mit dem Dach in Verbindung steht."

Die alten japanischen Baumeister haben diese Fehler vermieden und damit geradezu wundervolle Erfolge erzielt. Sie widerstanden die alten Mauern von Nagoya dem großen Erdbeben von 1892, bei dem Tausende neuer Häuser zusammenstürzten. Ebenso blieben die japanischen Bauten, wenn sie nicht schon alt und gebrechlich waren, unversehrt, während die neuen Postanstalten, die aus Ziegeln erbaut waren, und andere europäische Gebäude wie Kartenhäuser zusammenkrachten.

Auf Grund der gesammelten Erfahrungen ist von der Universität Tokio ein Erdbebenversuchsbau aufgeführt worden, der nach genauen Berechnungen die größtmöglichste Sicherheit bei Erdbeben gewährt und als seismologisch-Beobachtungsstation eingerichtet ist.

„Eine merkwürdige Tatsache ist, daß die vor Jahrhunderten erbauten Pagoden schon das Prinzip des modernen Seismographen besitzen, das in einer Vereinigung von stabiler und nicht stabiler Konstruktion besteht, um dadurch eine neutrale Stabilität hervorzubringen, die das ganze Gebäude gegen Erdbeben weniger empfindlich macht. In dem hohlen Treppenraum jeder fünfstöckigen Pagode ist eine schwere Holzmasse frei aufgehängt, gleich einer hin- und herschwingenden Zunge, von der Spitze herunter bis zum Boden, aber nicht in Berührung damit, und bei der Erschütterung durch ein Erdbeben schwingt dies riesige Pendel langsam, das Gebäude schwankt und steht dann wieder sicher auf seiner Basis. Das gleiche Prinzip ist bei der Konstruktion aller Glockentürme in ganz Japan verwendet, wo die Glocke als Pendel dient und das von Pfosten getragene Dach ein umgekehrtes Pendel bildet, wie beim Seismographen. So können bei Erdbeben Pagoden und Glockentürme vielleicht umgedreht und von ihrem Standort entfernt, aber nicht als Ganzes umgestürzt werden."

Buntes Allerlei

Merkwürdige Beobachtungen an Skorpionen.

Der Skorpion gilt in der Naturgeschichte für ein Tier von besonderer Gefräßigkeit, nicht nur gefährlich für die Insekten, die seine gewöhnliche Beute bilden, sondern auch für den Menschen, der sich in heißen Gegenden vor sei em giftigen Biß sehr in acht nehmen muß. Daß aber diese gierige Freßlust dieses kleinen Ungeheuers sogar vor dem eigenen Geschlecht und den eigenen Kindern nicht Halt macht, ist die neue Beobachtung eines Zoologen aus Biskra Ghiarelli, die in der „Illustration" mitgeteilt wird. Ghiarelli, der ein großer Sammler und ausgezeichneter Kerner der Insektenwelt der Sahara ist, hat gefangene Skorpionen lange beobachtet und dabei Seltsames erlebt. Bekanntlich trägt das Weibchen des Skorpion seine Kleinen auf dem Rücken, bis sie kräftig genug geworden sind, um sich selbst ihre Nahrung und ihr Fortkommen zu suchen. Der Gelehrte, der ein Skorpionweibchen mit seiner Nachkommenschaft gefangen hielt, wollte es eines Tages aus der Kiste herauslassen, in der er es bewahrte. Aber kaum hatte er das Tier berührt, so sah er, wie die Kleinen ohne Zweifel erschreckt den Rücken der Mutter verließen und sich vor ihr zerstreuten. Anstatt nun ihre Kinder sorgsam zu sammeln, packte vielmehr die Skorpionmutter das erste beste und verschlang es; sie hätte wohl die kleinen Tierchen eins nach dem anderen alle verspeist, wenn der Beobachter die unnatürliche Mutter nicht daran gehindert hätte. Ghiarelli setzte dann zwei Skorpione in ein Gefäß, ohne ihnen Nahrung zu geben; zwei Tage später stellte er fest, daß der größere den anderen verspeiste. Man sah von ihm nur noch das Hinterteil; der übrige Körper war von dem gefräßigen Kameraden verschlungen und verspeist worden.

Prozeß gegen einen Hund.

Im Archiv von Blagowjeschtschensk, das reiches Material für die Geschichte des russisch-sibirischen Amurgebietes enthält, befindet sich, wie ein russisches Blatt erzählt, ein Aktenstück über einen Prozeß, der gegen einen Hund geführt wurde, weil das Tier sich herausgenommen hatte, einen neuen Gouverneur respektwidrig anzubellen. Der Gouverneur beschäftigte auf seiner ersten Inspektionsreise eine kleine Insel, deren Bewohner als große Jäger vor dem Herrn sich große Hundemeuten hielten. In einem der Eingeborenendörfer erlaubten sich nun die frechen Hunde, in Gegenwart des Gouverneurs in herausforderndster Weise zu bellen und dadurch die staatlichen Behörden schwer zu beleidigen. Der Prozeß, der gegen den Hauptbeller eröffnet worden war, schleppte sich durch mehrere Instanzen hin, bis das Verfahren eingestellt wurde, mit der Begründung, daß „Hunde als durchaus vernunftlose Wesen, die nicht einmal sprechen könnten, sich auf einen so niedrigen sittlichen Niveau befänden, daß sie für ihre Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden könnten." Ein Glück für die Hunde, daß damals nicht schon ihr Kollege „Don" gelebt hat: ihm hätte man, da er sprechen kann, Vernunft und Moral nicht abgesprochen, und die frechen Hunde wären sicher verurteilt worden.

Freundschaft und Liebe.

„Ich hoffe, durch Scheidung die schöne Freundschaft mit meinem Gatten wiederherzustellen, die ich durch Heirat verlor," mit diesem Grunde erklärte Mrs. Joseph Lander Eastland, eine der Führerinnen der Gesellschaft von San Francisco, die Einleitung der Scheidung, durch die sie sich von ihrem Gatten, einem vielfachen Millionär, trennen will. Als „Pflaster auf die Wunde" verlangt sie die bescheidene Summe von 500 000 Dollar. Der Fall der Mrs. Eastland ist charakteristisch für so manche amerikanische Millionärsehe. Die Heirat fand in Chicago vor zwei Jahren statt; dann ging das junge Paar nach Paris und kehrte im Herbst vorigen Jahres — getrennt zurück. Er nahm Wohnung in seinem Klub und sie wartete vergebens auf ein Zeichen von ihm, worauf sie denn schließlich jetzt die Ehescheidung eingeleitet hat. Als Grund wird von der schönen Frau die Unmöglichkeit angegeben, sich mit dem Ehemann zu vertragen. Den Anlaß für diese Unverträglichkeit aber sieht sie — in ihrer Freundschaft. „Wir waren beide so viele Jahre die besten Freunde gewesen; so glaubten wir schließlich, die schönste Krönung dieser Freundschaft wäre die Ehe. So heirateten wir denn, aber da fanden wir, daß Liebe nicht aus Freundschaft entspringt, und daß wir nur gute Freunde miteinander waren und keine Verliebten. Das haben wir beide nicht ausgehalten, und so ging auch die Freundschaft in Stücke. Ich glaube, daß vielleicht zwei Leute, die aus Liebe heiraten, dann gute Freunde werden können, aber das habe ich nun zu meiner Trauer erfahren, daß zwei gute Freunde, die sich heiraten, nie und nimmer in der Ehe die Liebe finden."

Humoristisches

Die unsertige Gegend. Fremder (enttäuscht zum Fenster hinausspähend): „In den vielen Prospekten und Inseraten rühmen Sie die herrliche Gegend, in der Ihr Gasthof gelegen sei. . ." — Wirt (verlegen): „Ja, ich muß Ihnen gleich sagen, daß Sie a bissel zu früh' kommen sind. . . Die Gegend ist nämlich noch nicht ganz fertig!"

Verzückerte Plätze. Professor (nachdem er den Kranken untersucht hat, zu dem behandelnden Dorfarzt): „Es liegt zufälligerweise eine Leberkrankheit vor, Herr Kollege — bei einem Herzleiden wäre Ihre Behandlung ausgezeichnet gewesen!" (Aus „Lustige Blätter".)

Der Unglücksrabe. „Weiß Gott, ich bin oft genug in den Strudel des Lebens hinabgetaucht, um nach Perlen zu suchen — ich konnte immer nur die Säue finden, denen sie vorgeworfen worden waren. . ." (Aus „Simplicissimus".)

Die erste Enttäuschung. Freundin: „In dieser Konditorei haben wir zwei Stunden gesessen und uns ewige Liebe und Treue geschworen. Dann ist er fortgegangen, der Falsche — und hat nicht mal meinen Kaffee bezahlt!"

Verschnappt. Sie: „Vor zwei Monaten hat doch noch niemand daran gedacht, daß wir zwei Mann und Frau werden." — Er: „O ja! — Meine Gläubiger!"

Entgegenkommend. „Was meinst du, ob dieser Taler falsch ist?" — „Hm, er fühlt sich so eigentümlich an und hat auch keinen guten Klang, aber ich nehme ihn an, wenn du ihn mir pumpen willst!"

Junge Ehe. „Hör' mal, Schatz, von diesem Beefsteak hättest du mindestens drei machen müssen." — „Hat es dir so gut geschmeckt?" — „Na, das kann ich nicht gerade sagen, aber es war soviel Pfeffer dran."

Das Wiedersehen. Sie: „Ob ich dener häufig gedacht, fragst du? Tag und Nacht hat mir dein Bild vorgeschwebt . . . aber sage mal, hattest du nicht früher einen Bart?"

Kompliment. „Denken Sie, ich habe schon wieder zehn Pfund zugenommen. Sie müssen mich recht plump und häßlich finden!" — „O, im Gegenteil! Gnädiges Fräulein werden von Pfund zu Pfund schöner!" (Aus „Meggendorfer Blätter".)

Thalja.

Roman

von

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bernt Lie.

Berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Da trat Thalja dicht an Nils Roßbek heran und packte ihn beim Arm.

„Weißt du, warum ich hier bin?"

„Nein!"

„Nein. Das weißt du nicht. Aber nun sollst du es hören. Ich bin hier, um mich von der Brückentreppe aus zu ertränken!"

„Herrjemine, wie du redest!"

„Und nun bitte ich dich um den Brief vom Vater. Es ist das letzte, um was ich dich in diesem Leben bitte!"

„Aber was willst du denn?"

„Her damit!"

„Nein!"

Da fuhr sie auf ihn ein und versuchte ihm den Brief aus der Tasche zu ziehen. Er weigerte sich sanft, aber bestimmt. Nun fing sie an, ihn mit geballten Fäusten zu schlagen; sinnlos wild prügelte sie auf ihn los, während sie heftig weinte. Nils Roßbek ließ sie ruhig eine Weile schlagen. Als sie aber nahe daran war, die Trepe hinabzugleiten, da packte er sie entschlossen um die Taille und trug sie auf die oberste Stufe hinauf. Sie widerstrebte, wandte und schlug um sich; endlich aber setzte sie sich auf die Brücke nieder und heulte und jammerte, die Hände vor dem Gesicht. Nils Roßbek stand auf der Stufe unter ihr. Und dies währte lange.

Endlich nahm sie die Hände fort und flüsterte in den Mondschein hinein, bleich, wie geistesabwesend:

„Ich will mir das Leben nehmen!"

„Das tut die Thalja nicht!" sagte Nils Rockbek. „Eine so große Sünde und der Kummer. . ."

„Was verstehst du davon? Ich verfüge doch über mein eigenes Leben."

„Das magst du ja tun. Aber denk' doch an deinen Vater, und — und . . ."

Da brach sie wieder zusammen und jammerte, den Kopf in den Händen.

„Ach, wenn du wüßtest, Nils, wenn du wüßtest!"

Er versuchte, sie zu beruhigen. Auf einmal richtete sie sich auf, sah ihm gerade ins Gesicht und sagte:

„Ich habe die Manillatrosse über Nacht durchgeschnitten, unter der großen Brücke. Mit dem Messer . . ."

Sie fuhr fort, zu reden. Sie sprach von Vater und Jesper Hovin, von ihrem Haß und ihrer schrecklichen Natur, von Lehnsmann und vom Zuchthaus.

Nils Roßbek stand eine Weile, wie vom Blitz getroffen, da. Und sie redete und redete, immer mehr, wie in Fieberphantasien. Endlich setzte sich Nils Roßbek vor ihr auf die Treppenstufe nieder. Sie redete weiter, während die Tränen ihr an den Wangen herabflossen, von ihrer Mutter, von Brandt u. Co. Und schließlich lag sie mit dem Kopf auf Nils Roßbeks Schulter und weinte und murmelte unverständliche Worte.

*

Noch bis tief in die Nacht hinein saßen Ferdinand Tidemann und seine Schwester in der Stube bei der brennenden Hängelampe.

Er war, seiner Gewohnheit gemäß, lange im Zimmer auf und nieder gewandert. Jetzt war er müde und setzte sich. Er sah alt aus.

Gerade als Tante Claudine ihm Thaljas Brief gebracht hatte, noch ehe er sich ganz klar darüber war, was da zu lesen stand, kam Nils Roßbek mit ihr. Sie war ganz außer sich, weinte und jammerte und redete verwirrtes Zeug. Tante Claudine holte etwas aus ihrem geheimen Medizinschrank, und schließlich schlief sie ganz fest.

Tidemann hatte darauf lange mit Nils Roßbek geredet; der alte Anders wurde auch heraufgerufen, und diese drei waren sich darüber einig geworden, daß kein Wort über das verlauten sollte, was sie allein wußten. Jesper Hovin sollte sein Verlust selbstredend von Tidemann völlig erstattet werden.

— — — — — — — — — — — —

Die Unterredung mit der Schwester war schwer gewesen. Er hörte ja aus dem Grunde ihrer Reden alle die alten Vorwürfe gegen ihn wieder heraus, weil er alle diese Jahre so schwach gegen Thalja gewesen war. Er mußte ja erkennen, daß sie in ihrem Recht war. Und daß jetzt der Entschluß gefaßt werden mußte, das Kind wegzuschicken.

Tante Claudine hatte eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen an der südlichen Westküste genannt, die von einer hochangesehenen Dame geleitet wurde. Sie konnte viele aufzählen, die ihre Töchter dort gehabt hatten; ja, diese Schule mit Pensionat war im ganzen Lande bekannt.

Tidemann mußte ihr zustimmen in allem. Auch er kannte die Anstalt dem Namen nach und wußte, daß sie einen guten Ruf hatte. Aber der Plan, Thalja dahin zu schicken, wollte ihm nicht gefallen. Es ward ihm so wie die Dinge lagen, schwer, seine Einwendungen auszusprechen; während der ganzen Unterredung hatte er einen stillen Kampf gekämpft, daß nichts Hartes oder Böses über das Kind gesagt werden sollte. Sein Herz sträubte sich dagegen, während er auf der anderen Seite seiner Schwester ja gerade jetzt eine gewisse Berechtigung nicht absprechen konnte.

Er rückte daher nicht gleich mit seinem Haupteinwand heraus, sondern sprach davon, daß es so weit entfernt sei, ganz fremde Leute, unbekannte Verhältnisse. Aber Fräulein Claudine wies ihn zurecht! Er betrüge sich selbst, meinte sie; es handle sich nicht um ein paar Meilen mehr oder weniger; er wollte sich nur jetzt, wie immer, darum herumdrücken, sie wegzuschicken.

„Nun ja! Claudine, nun ja!" sagte Tidemann so still vor sich hin, „findest du, daß ich noch so vieles Liebes habe, was ich von mir wegschicken kann?"

Fräulein Claudine fragte ihn, wohin er denn sonst das Kind senden wollte! Worauf er antwortete, daß es das Vernünftigste sei, sie in die gewöhnliche Schule in der nächsten Stadt zu schicken. Da hätten sie ja Verwandte und Freunde genug.

Aber sie ereiferte sich für ihren Vorschlag, erklärte und entwickelte lang und breit. Und endlich entfuhr es Tidemann:

„Ich finde nur, es schmeckt zu sehr nach der Besserungsanstalt!"

Und ganz recht — da rückte Fräulein Claudine ins Feld: „Gott sei dir gnädig, Ferdinand! Das, was heute geschehen ist, muß dir doch wohl die Augen zur Demut erschließen! Müssen wir denn nicht erkennen, daß das, was das Kind jetzt nötig hat, Besserung ist, ja, daß wir Gott bitten müssen, sie ihr in ihrer entsetzlichen Verirrung zu vergönnen?"

Da setzte sich Tidemann in seinen Stuhl nieder. Die Schwester fuhr fort, zu reden. Er saß stumm und müde da und hörte zu. Da schwieg sie endlich. Und eine Weile darauf sah Tidemann auf. Sein Blick fiel auf Thaljas Brief, der auf dem Tisch lag. Er nahm ihn, erhob sich langsam und ging damit an den Ofen. Es flammte auf in den ersterbenden Gluten, und der Brief verbrannte. Dann schloß er die Ofentür und faltete die Hände vor sich.

„Wir müssen Gott danken," sagte er, „daß wir das Kind am Leben haben!"

„Ach ja, ach Gott, ja!"

„Denk doch, wenn sie uns jetzt gestorben wäre!"

„Ja, denk nur, Ferdinand! Und von eigener Hand, als Selbstmörderin!"

Er sah zu der Schwester hinüber und fing wieder an, zu wandern. Und bald begann sie von neuem von ihrer Erziehungsanstalt.

„Nun ja," sagte er endlich, indem er nach seiner Uhr sah,